8. Jahrgang · Nr. 7 · Berlin, 29. März 1944
Einzelpreis 25 Reichspfennig und Bestellgeld
Erscheint vierzehntäglich

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

Alarm bei einer Flakbatterie an der Eismeerfront!

An der Zünderstellmaschine werden die Granaten schußfertig gemacht, damit sie in der Höhe der anfliegenden Flugzeuge krepieren

PK-Aufnahme: Kriegsberichter Hirschfelder

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0059
gefördert durch
Baden-Württemberg

Von Geisterhand geführt

Torpedo auf Ketten-Raupen

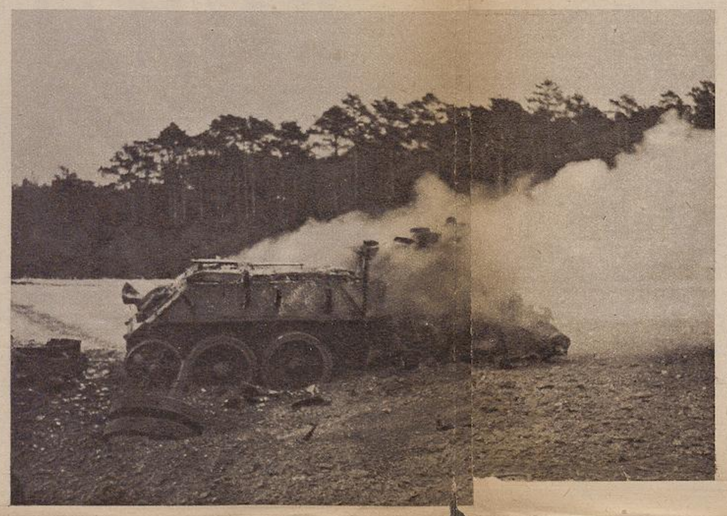
„Goliath", der unbemannte Zwergpanzer

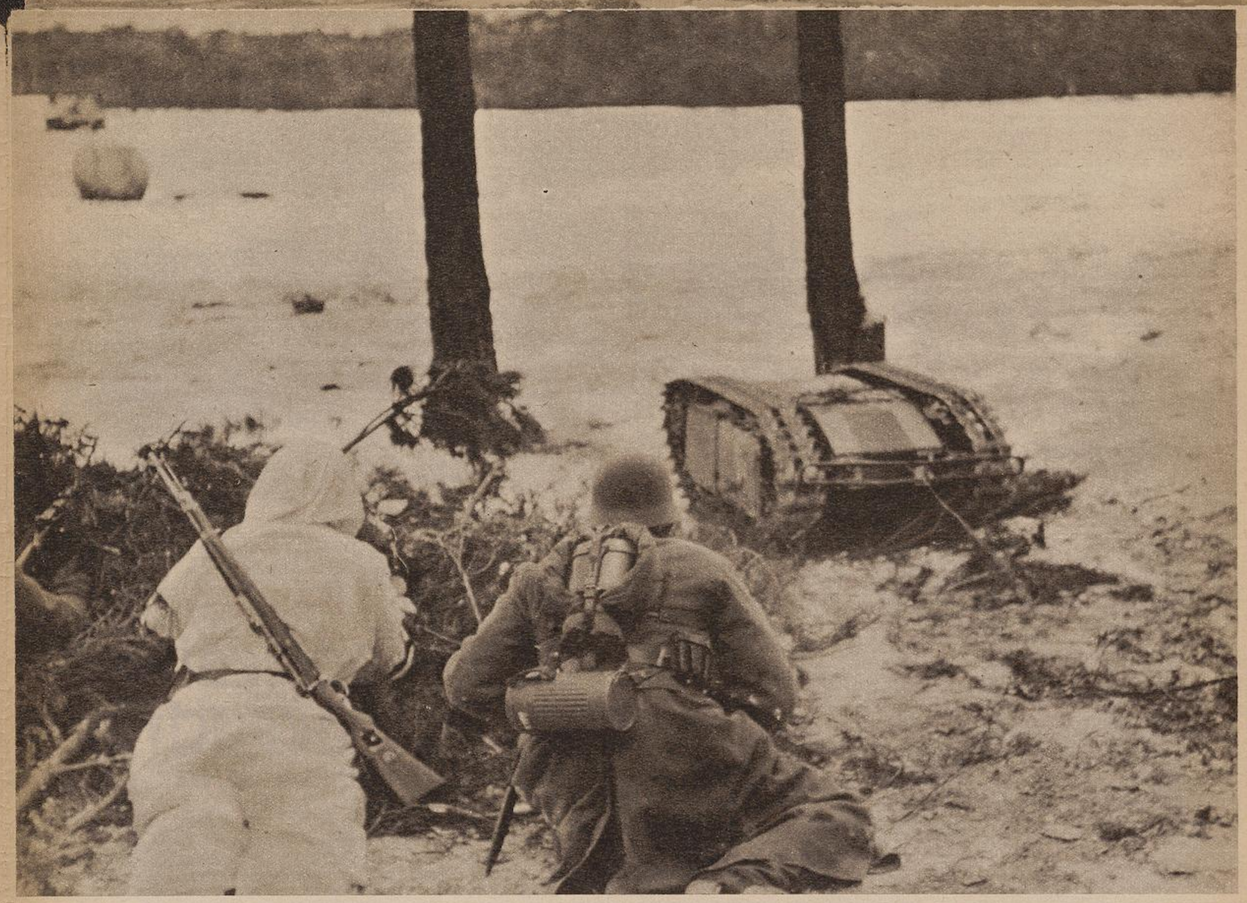
AUF EINEM SPEZIALWAGEN wurde der „Goliath" in den Einsatzraum gefahren. Schnell hat die Bedienungsmannschaft den Zwergpanzer „startklar" gemacht

OHNE EINEN HANDGRIFF, von seinem „Kommandanten" indirekt gesteuert, rollt der „Goliath" in Stellung

Dem feindlichen Massenansturm an Menschen und Material setzt die deutsche Rüstung laufend neuartige Waffen entgegen, bei deren Entwicklung sich die Erfinderkraft unserer Wissenschaftler und Techniker, bei deren Fertigung, die in Tempo und Ausbringungszahl den Erfordernissen der Front angepaßt ist, sich die Beweglichkeit und die qualitative Überlegenheit unserer Rüstungsproduktion bewähren. Zu solchen neuartigen Waffen gehört der „Goliath", ein unbemannter Zwergpanzer, der mit einem Sprengstoff von ungeheurer Explosivkraft geladen ist und indirekt gesteuert auf sein Ziel zufährt. Im Angriff hat sich der „Goliath" bei der Einnahme schwerster Bunker, in der Abwehr bei der Vernichtung überschwerer Panzer hervorragend bewährt. Dieser wirkungsvolle bewegliche Sprengstoffträger bildet — vergleichsweise — eine für die Bedingungen des Landkrieges bestimmte Abwandlung des Torpedos

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Pahl und Hartmann





DER GEGNER IST ERKANNT: Gegen ein anrollendes schweres sowjetisches Sturmgeschütz soll diesmal der „Westentaschenpanzer" eingesetzt werden. Aus guter Deckung wird der „Goliath" gestartet

DER „GOLIATH" ROLLT und nähert sich seinem Ziel. Für den Gegner ist es schwer, ihn zu treffen, da er ein sehr kleines Ziel darstellt. Im Falle eines Treffers wäre jetzt das Schicksal des Feindes dennoch besiegelt, denn die brisante Sprengladung des „Goliath" wirkt selbst auf beträchtliche Entfernung

EIN RAUCHENDER HAUFEN SCHROTT — das ist alles, was der „Goliath" von dem gegnerischen Riesen übriggelassen hat

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

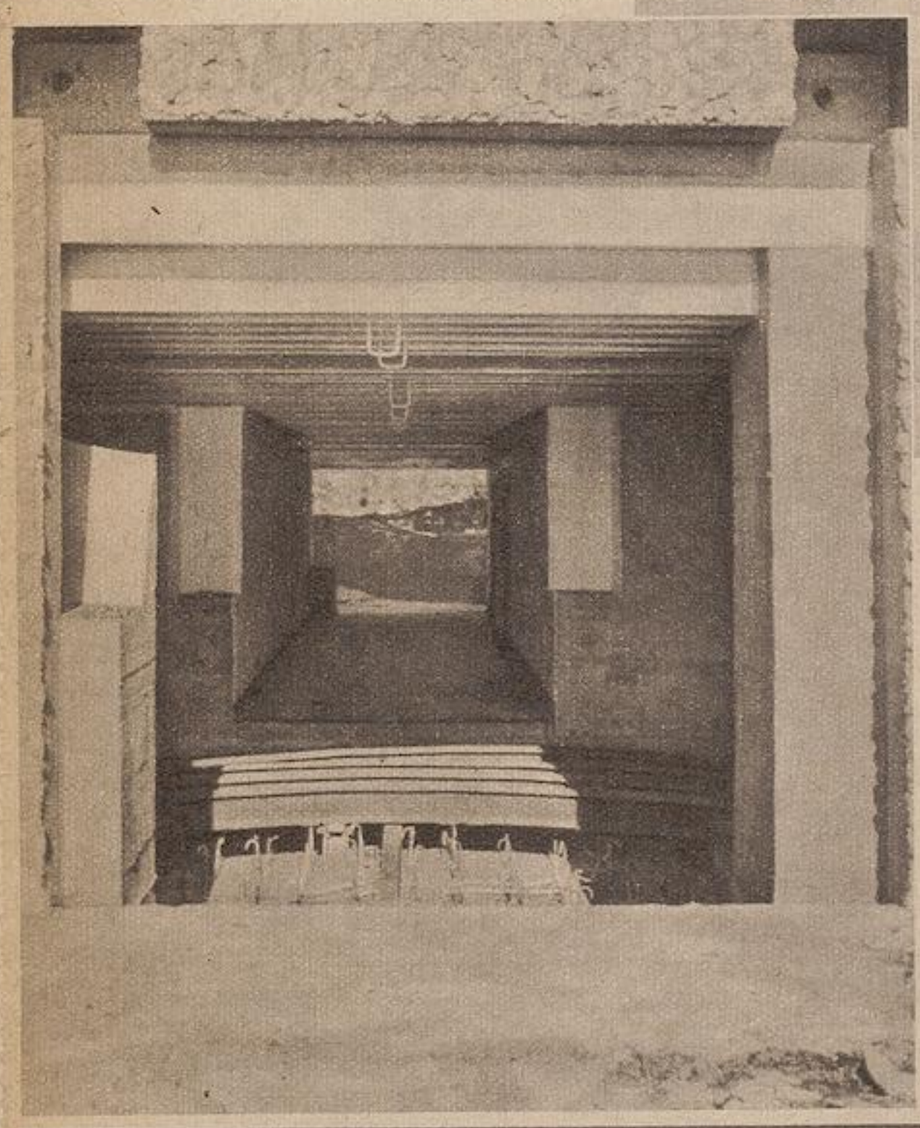
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0060

gefördert durch
Baden-Württemberg

Die als Landhaus getarnte Geschützverschartung ist als solche nicht einmal aus naher Entfernung zu erkennen. Der Feind wird sich wundern, wenn plötzlich unzählige harmlos scheinende Häuser an der Küste Tod und Verderben speien werden

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Lagemann

Der Blick in eine eben fertiggestellte Verschartung. In wenigen Stunden wird das Geschütz auf die bereits eingebauten Führungsschienen aufgesetzt. Durch die dicken Betonmauern ist es gegen feindlichen Beschuß weitgehend gesichert



Eine Wochenendsiedlung wartet auf Besuch

IN DER TIEFENSTAFFELUNG DES ATLANTIKWALLS

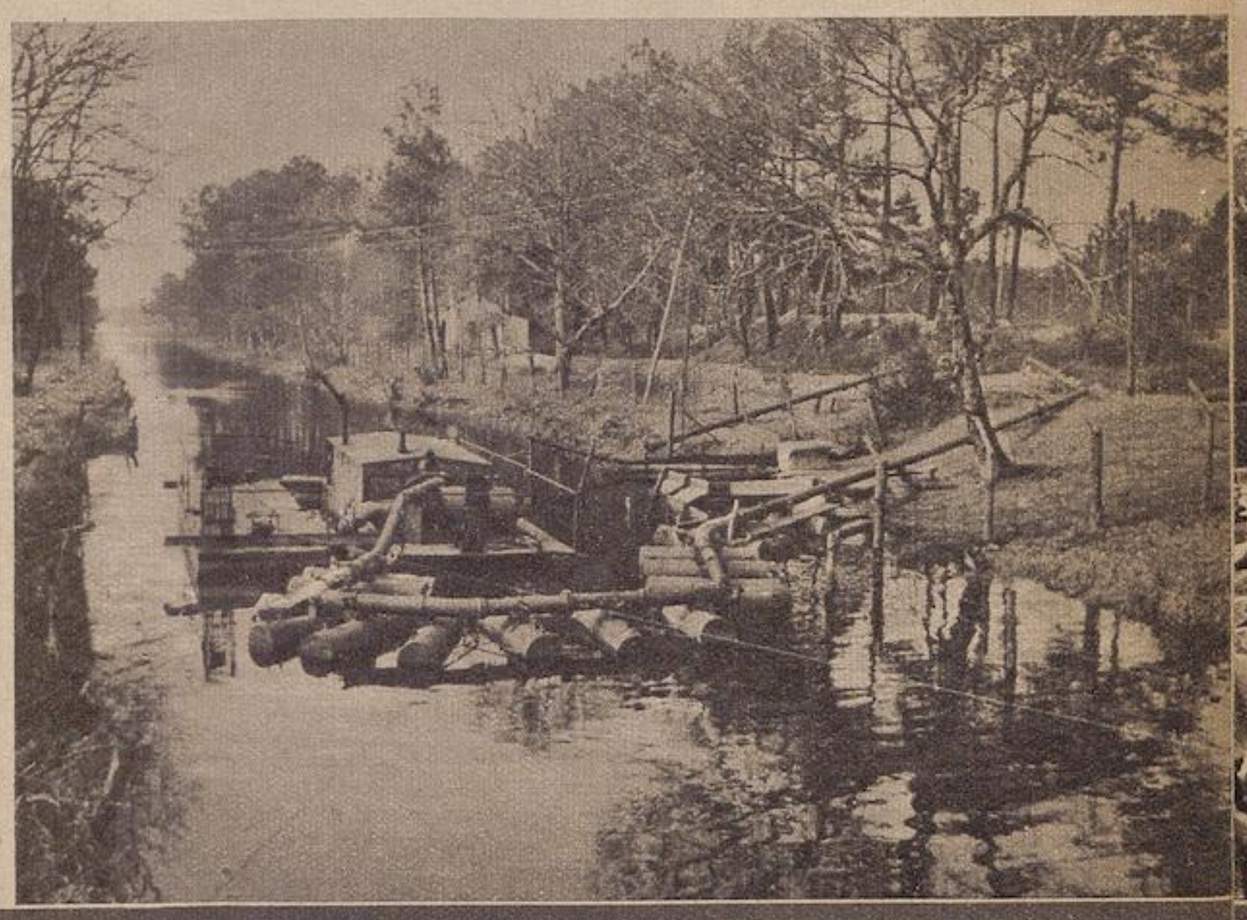
Es ist selbstverständlich, daß ein so gewaltiges und modernes Festungswerk wie der deutsche Atlantikwall nicht wie ein schmaler Strich die Küste von der Biskaya zum Nordkap entlangläuft. Vielmehr erstreckt er sich, um allen Möglichkeiten gerecht werden zu können, viele Kilometer ins Innere des Landes. Bollwerk reiht sich an Bollwerk. Die Wirkung dieser Anlagen wird durch ihren konzentrischen Einsatz ganz erheblich gesteigert. Sie ermöglichen es, den Feind so lange aufzuhalten, bis durch Heranführung der beweglichen Reserven der Feind im Gegenangriff bekämpft und vernichtet werden kann. Tag für Tag entstehen für diese Aufgaben neue Bunker und Kampfstände. Stunde um Stunde wird das dichte Netz der Befestigungen noch

18 km Panzerabwehrbach

Zur Sicherung Westeuropas wurden die Vorteile, die die Natur den Verteidigern in die Hand gibt, von der deutschen Führung weitgehend ausgenutzt. Unsere Bilder berichten von der Arbeit an einem 18 Kilometer langen Bächlein, das mit Hilfe von Staustufen zu einem breiten Panzergraben ausgebaut wurde. Etwa 150 000 Kubikmeter Erdreich mußten dabei bewegt werden. Da das natürliche Landschaftsbild weitgehend erhalten blieb, verwandelte sich das Rinnsal in kurzer Zeit in eine harmlos aussehende, aber schwer zu umgehende Sperre

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Lagemann

Bis an das alte Schleusentor ist der Panzergraben fertiggestellt. Nun muß das Gemäuer der Schleusenkammer gesprengt werden, damit die Sperre auch hier die richtige Breite erhält



Ein Teil des Baches oberhalb der alten Schleuse ist in seiner ursprünglichen Breite noch erhalten. Hier wird der Saugbagger angesetzt, um die vorgesehene Tiefe herzustellen

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

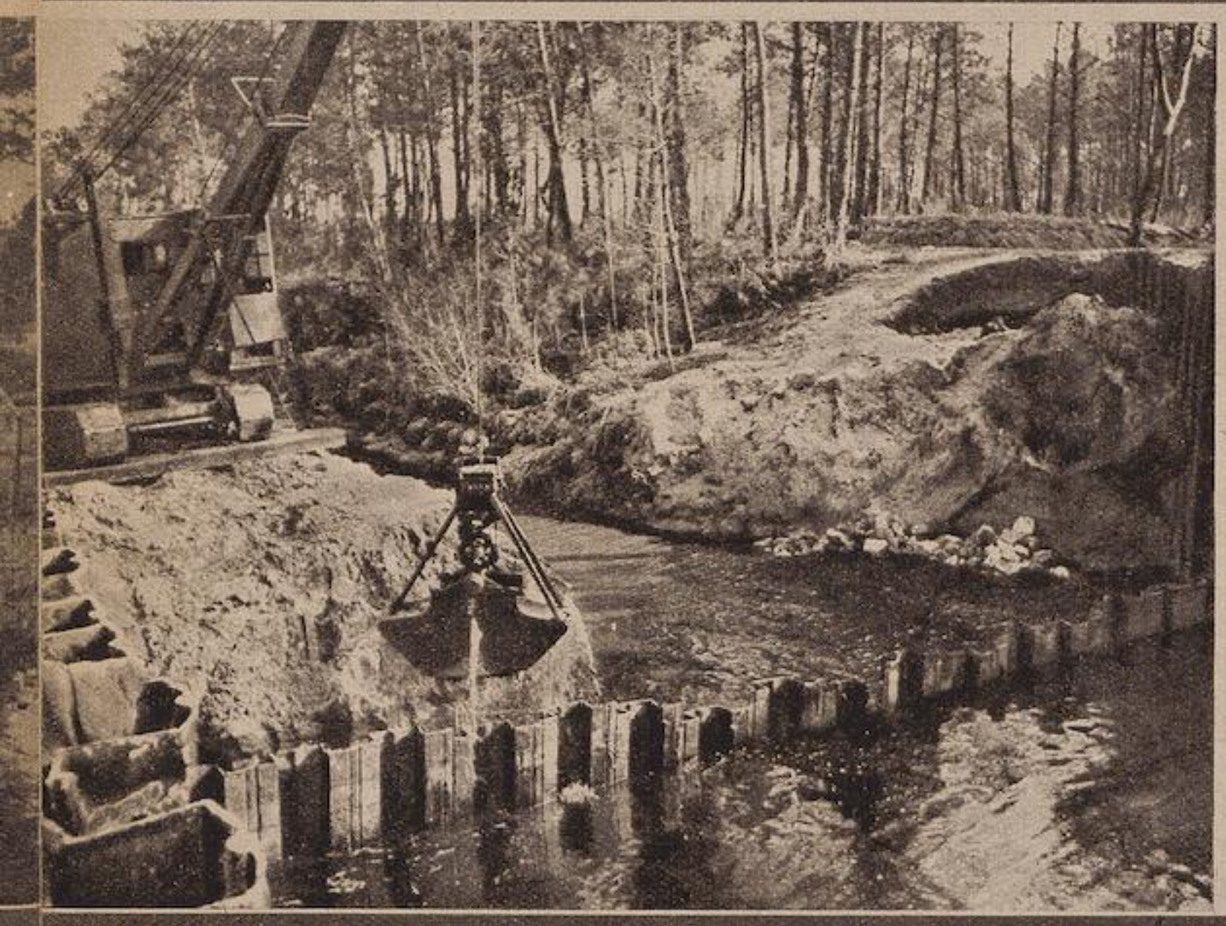
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0061

gefördert durch
Baden-Württemberg

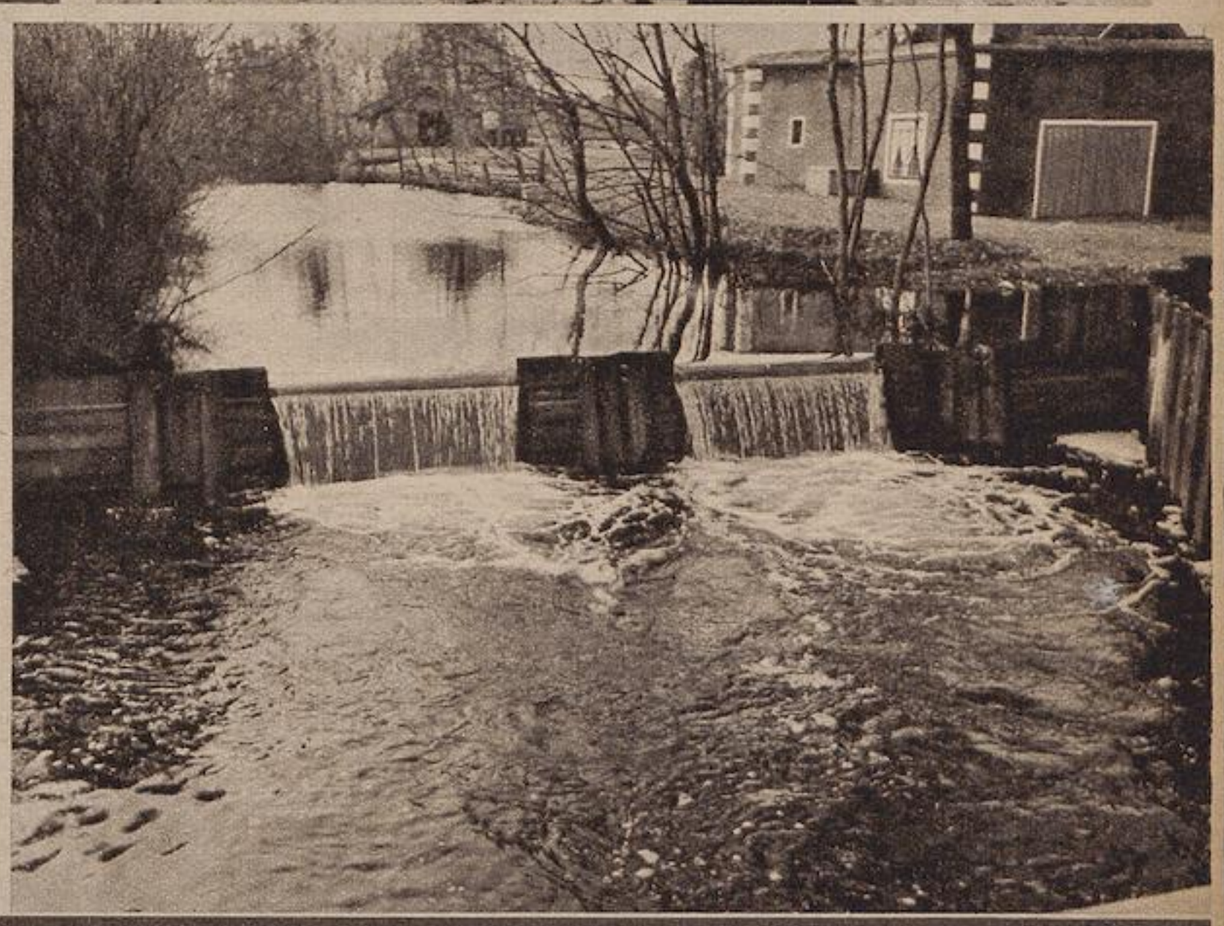
enger geknüpft. Allen Schwierigkeiten, die der Boden mitunter bietet, zum Trotz entstehen regelrechte Bunkerdörfer, die sich durch ihre ausgezeichnete Tarnung kaum von den ländlichen Villensiedlungen unterscheiden. Sie werden auf die Hänge beherrschender Hügel hingesetzt, sie wuchten in den wichtigen Tälern und im rieselnden Sand der ausgedehnten Dünenfelder an der Küste. Unzählig sind die meterdicken Betongeschützverschartungen, die schmucke kleine Sommerhäuser mit bunter Bemalung vortäuschen, in Wirklichkeit aber Tod und Verderben speien sollen. Hinter den Geschützen, an den Maschinengewehrständen und in den Schützennestern aber stehen in ungezählten Schlachten erprobte deutsche Soldaten, die Beton und Stahl durch ihren Mut und ihre fanatische Kampfentschlossenheit erst zu einem unüberwindlichen Bollwerk machen. Die ganze Westküste Europas dient durch deutschen Geist und deutsches Verantwortungsbewußtsein der Sicherheit des Kontinents.

Wieder ist ein neues „Sommerhäuschen" an einer beherrschenden Stelle fertig geworden. Durch die Routine der eingesetzten Arbeiter und die sorgfältige Planung der Baumeister und Ingenieure werden diese Befestigungen in kürzester Zeit hergestellt

Die Soldaten, die in die Bunker eingezogen sind, erledigen die Restarbeiten, die die Organisation Todt noch zurückgelassen hat, selbst. Zwischen den Betonbunkern entstehen vor allem einmal Feldstellungen, die sie im Osten schätzen gelernt haben



Ein Greifbagger ist bis zu einer Staustufe vorgedrungen. Gut getarnte Befestigungen schützen die wichtigen Staustufen vor feindlichem Zugriff



Der Panzergraben ist fertiggestellt. Die Staustufen sorgen dafür, daß die einzelnen Halterungen stets bis oben mit Wasser gefüllt sind

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0062

gefördert durch
Baden-Württemberg

Stoss und Gegenstoss am Landekopf Nettuno

Unsere Bilder berichten von einem anglo-amerikanischen Angriff und einem deutschen Gegenangriff an der Nettuno-Front. Der Gegner, dem durch die deutschen Operationen Mitte Februar die Entwicklungsmöglichkeiten sehr beengt worden waren, versuchte sich in örtlichen Vorstößen wieder Luft zu machen. Alle Versuche aber scheiterten bisher trotz stärksten Artillerie- und Panzereinsatzes an der Zähigkeit der deutschen Truppen, die keinen Fußbreit des gewonnenen Bodens preisgaben. Bei jenem Vorstoß des Feindes, von dem diese interessanten Bilder vorliegen, begannen die Kampfhandlungen mit einem starken Vorbereitungsfeuer der Anglo-Amerikaner. Zahlreiche Panzer wurden in das Gefecht geworfen, um den Einbruch in die deutschen Linien zu erzwingen. Teilweise wurde der Angriff bereits in der Entwicklung durch das gutliegende Artilleriefeuer zerschlagen. Wo es aber dem Gegner gelang, die Sperre der schweren deutschen Waffen zu unterlaufen, wurden sie im Gegenangriff wieder auf ihre Ausgangstellungen und noch weiter zurückgeworfen

Die vorgeschobenen Beobachter der Fallschirmjäger haben die Absicht des feindlichen Stoßes erkannt. Er gilt einer wichtigen Straßenkreuzung. Amerikanische Panzer rollen an. Ein Stoßtrupp der Fallschirmpioniere eilt im Laufschritt an die gefährdete Stelle, um sie besonders zu verminen

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Schneiders (2), Seeger (2), Thönnessen

In der Flanke des angreifenden Gegners werden Fallschirmjäger zum Gegenstoß eingesetzt. Der Feind legt starkes Artilleriefeuer auf die eingesehene Höhe. Einzeln aber und in weiten Abständen durchlaufen die deutschen Soldaten den gefährdeten Raum

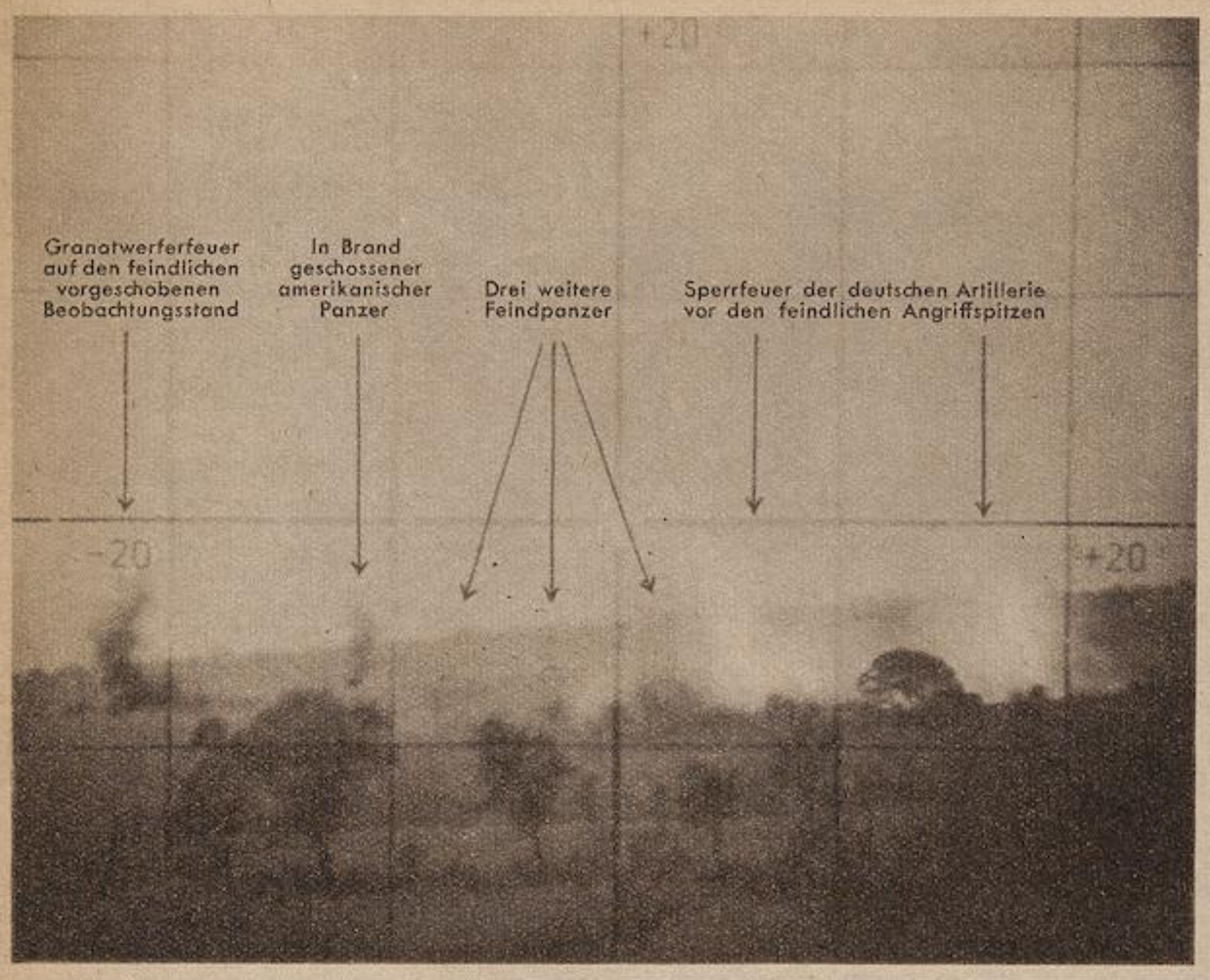
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0063

gefördert durch
Baden-Württemberg

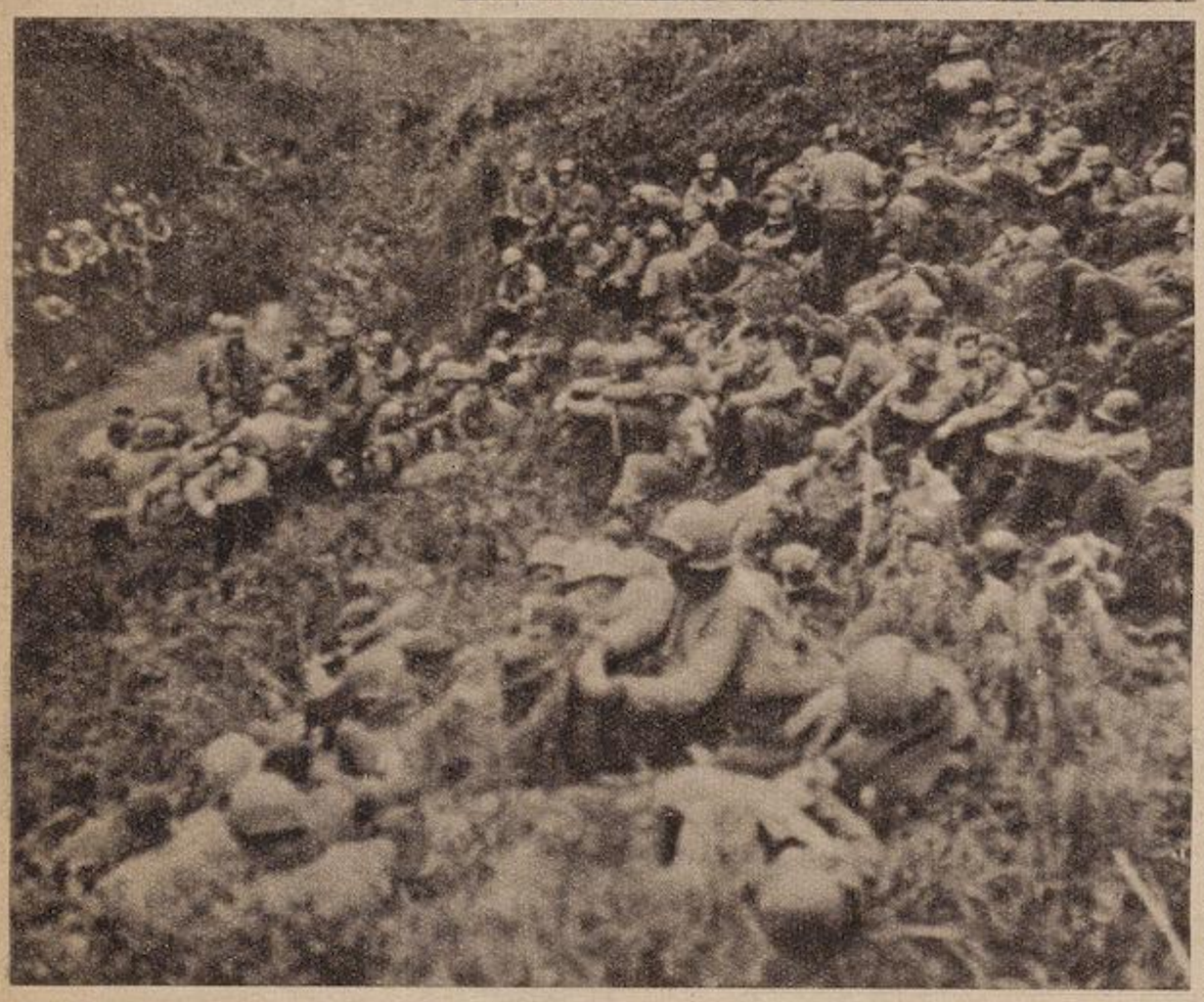
KAMPFSTÄNDE AM TYRRHENISCHEN MEER

Unter Brettern und Steinen



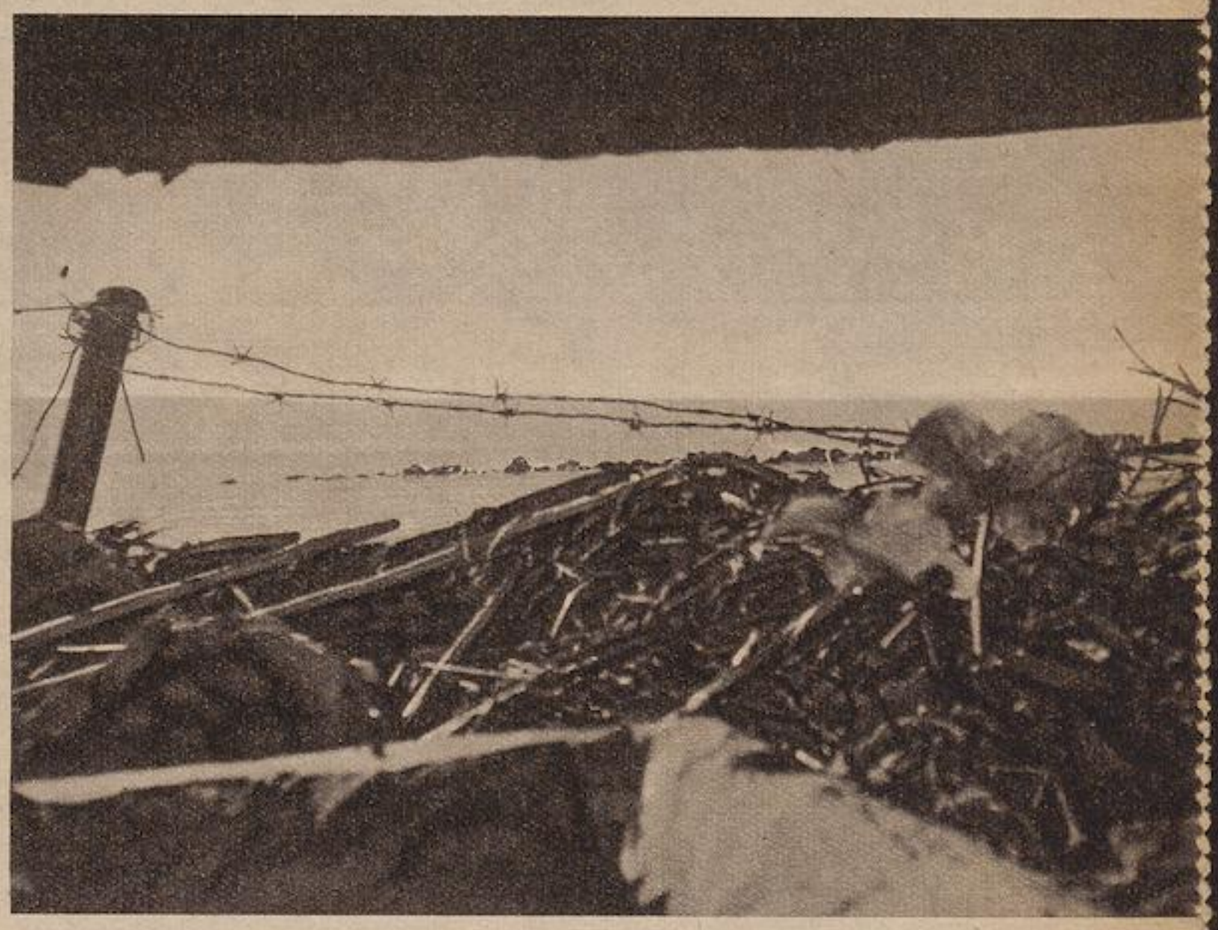
Ein Blick durch das Scherenfernrohr des vorgeschobenen Artilleriebeobachters, der sich in vorderster Front eingegraben hat (Bild rechts). Die Einschläge aller Kaliber liegen gut im Ziel. Rechts im Bilde die Detonationswolken der Granaten, die der feindlichen Angriffsspitze den Weg verlegen. Von den am Waldrand anrollenden Panzern ist einer bereits in Brand geschossen. Das scharfe Auge der deutschen Fallschirmjäger hat auch einen vorgeschobenen Beobachter des Feindes erkannt, der durch gut sitzendes Granatwerferfeuer außer Gefecht gesetzt wird

Zahlreiche Amerikaner fielen in die Hände der erbittert kämpfenden Fallschirmjäger. Knapp hinter den vordersten Linien werden die Gefangenen gesammelt, um dann unter Bewachung in die Lager abtransportiert zu werden

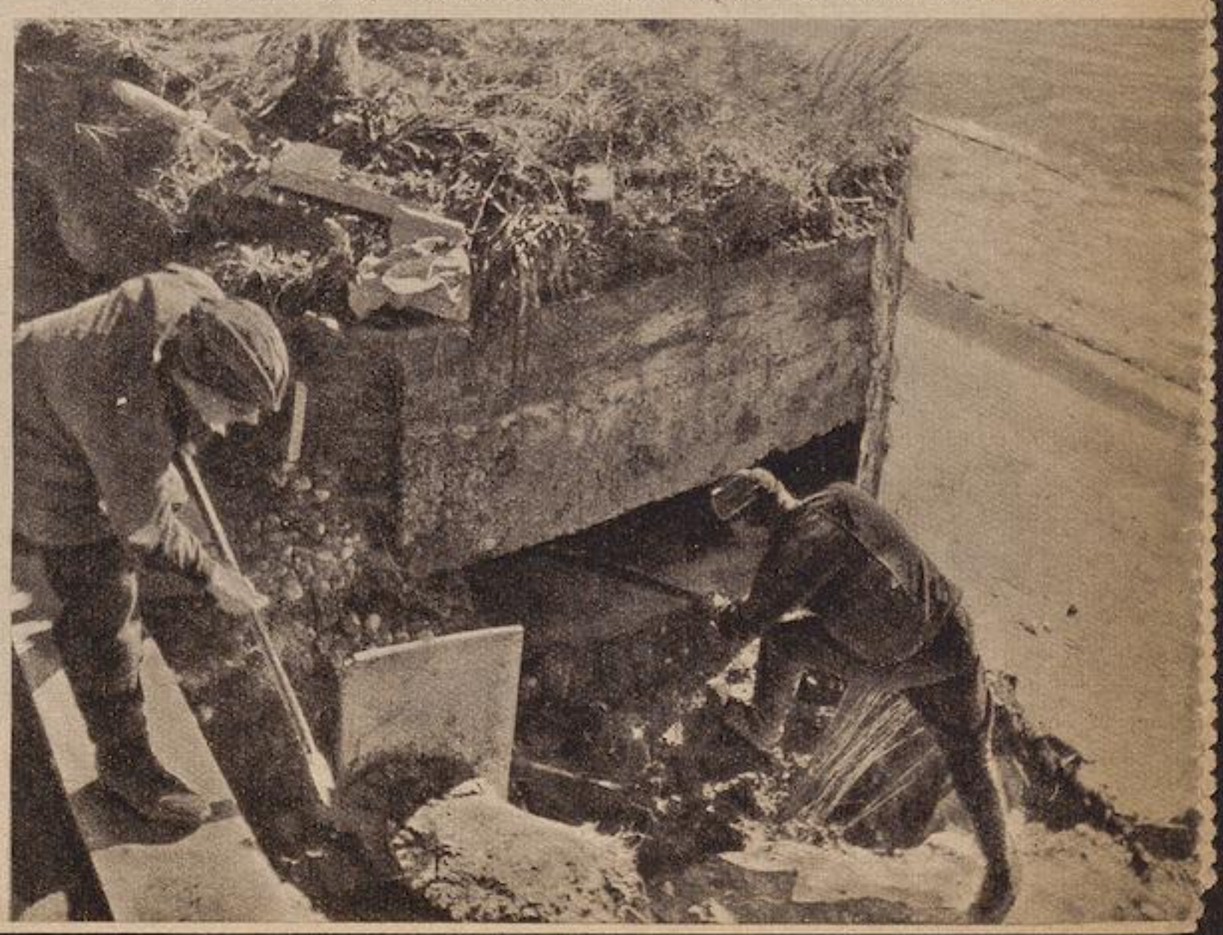


Unter diesen Brettern und Steinen wird der Feind, wenn er sich eines Tages der Küste nähern sollte, niemals den Stand eines Artilleriebeobachters vermuten. Nach dem Tyrrhenischen Meer zu verschafft er aber eine gute Sicht, und das ist den deutschen Soldaten die Hauptsache

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Frass (H. H.)



Unsere Grenadiere verstehen zu improvisieren! Ein alter Keller wurde zum Bunker umgebaut und das niedrige Fenster zu einer Schießscharte eingerichtet. Da hatten es die deutschen Soldaten, die in Kleinbunker der ehemaligen italienischen Küstensicherung einzogen, schon leichter, die Verteidigungsanlagen instand zu setzen (Bild unten)



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0064

gefördert durch
Baden-Württemberg

Am Peipussee

Der Morgen NACH DEM ANGRIFF

Auf einem Truppenverbandplatz am Peipussee wurden unsere Aufnahmen auf dieser Seite gemacht. Aus den Gesichtern der Verwundeten, die sich am Morgen nach einem feindlichen Angriff hier sammeln, spricht noch die Erregung des Kampfes.

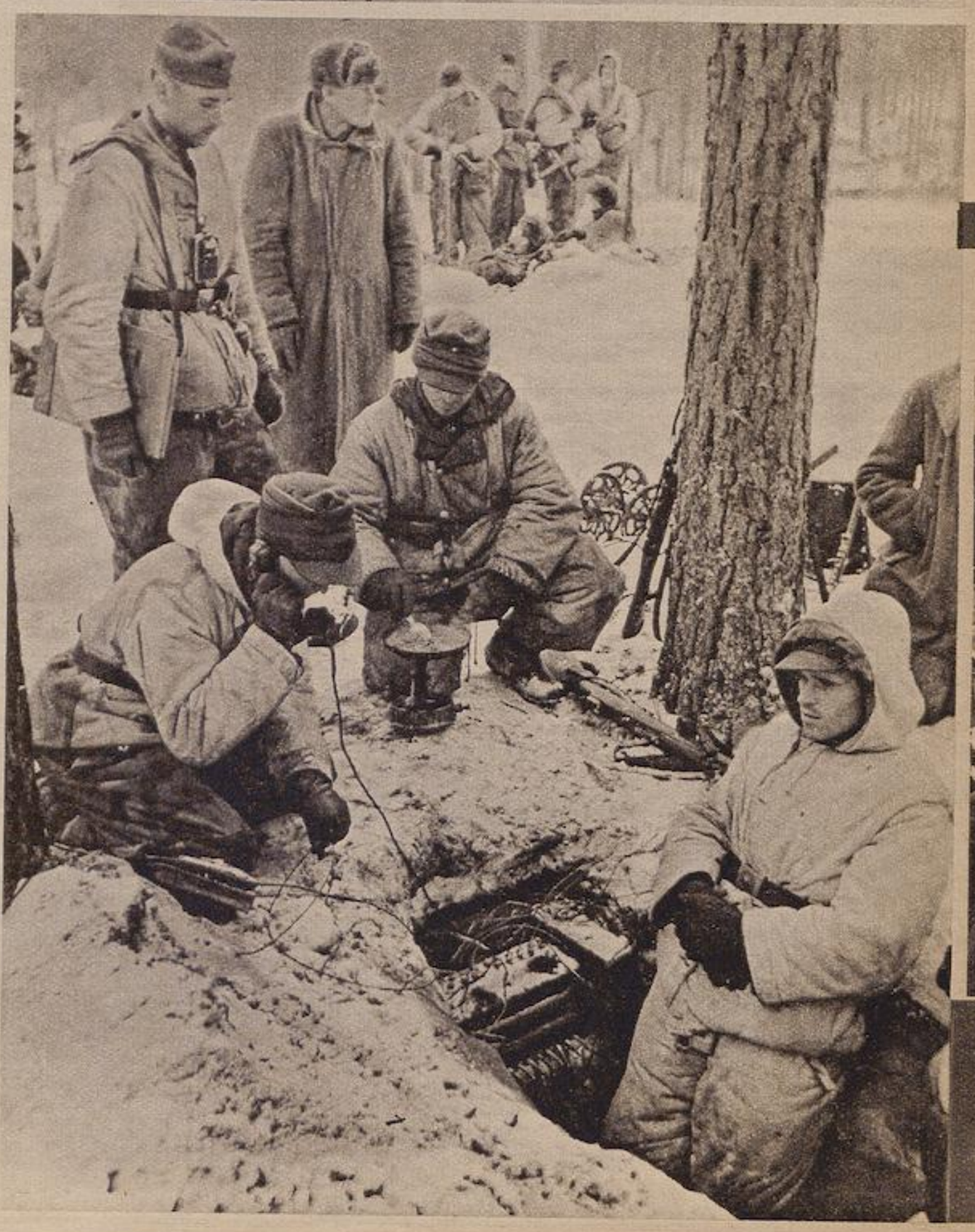
PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Vennemann (Atl.)

Hier beweist sich die Kameradschaft! Selbst nach drei Tagen härtester Abwehrkämpfe gilt der letzte Schluck Kaffee aus der Feldflasche niemand anderem als den Verwundeten

Die Wunde an der linken Hand ist verbunden. Langsam lösen sich aus dem Gesicht des Unteroffiziers die Zeichen des vergangenen Kampfes, und er erzählt den Sanitätssoldaten, daß noch ein verwundeter Kamerad hilflos im Gelände liegt

In Schnee und Eis werden die ersten Untersuchungen der Verwundeten vorgenommen. Hier sitzt ein Geschoß dicht über dem Beckenknochen

Vom Bataillonsgefechtsstand aus fordert der Kommandeur persönlich einen Sanitätskraftwagen für den Abtransport der Verwundeten an. Außerdem müssen Gefangene nach hinten gebracht werden



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0065

gefördert durch
Baden-Württemberg

Hinter dem Verrat BADOGLIOS

Mit italienischen Offizieren, Mannschaften und Faschisten auf den Kriegsschauplätzen des Mittelmeerraumes

Von Kriegsberichter FRITZ TREFFZ-EICHHOFER

9. Fortsetzung:

Eines Abends übernachten wir in einer ägyptischen Oase am Meer, wenige Kilometer von der Moschee entfernt, die den Weg in die Alarmpiste weist. Dieses romantische Fleckchen Erde ist gerade von den Engländern fluchtartig verlassen worden. Mit Männern der „Luce", der italienischen Wochenschau, belegen wir die in die Dünen gehauenen Stellungen und Bunker. Ich bin im Kreise vieler italienischer Journalisten und Kameramänner. Auch Conte Crespi, einen angesehenen Karikaturisten, den ich schon in Albanien kennen und schätzen gelernt habe, finde ich hier wieder.

Major Campari, alter Frontkämpfer, dessen ganze Besitztümer in Nordafrika dem Kriege zum Opfer gefallen sind, Conte Crespi und ich beziehen für diese Nacht einen Bunker, der dem Secret Service als Unterschlupf gedient hatte. Geheimakten und Arbeitsanweisungen für Araber finden wir (leider brachte man das Material sofort zum Oberkommando). Uns bleiben zum Ergötzen nur die Bibliothek, Schundromane, an den Wänden pornographische Bilder, ein Dudelsack, eine Schottenmütze, eine Kiste Keks, Kaffee, Ananas in Dosen, Zigaretten und — eine Bibel! Groteske Zusammenstellung des geistigen Fundamentes der Gewichenen. Crespi schwelgt in Gedankenmalerei. Er will das alles hier ausbeuten.

In der Nacht Tiefflegerangriff. Es gibt ein paar Verwundete, einige Bomben fallen. Mein Fahrer, der Gefreite Meier aus Hamburg, kommt am nächsten Morgen mit betrübtem Gesicht zu mir:

„Ich melde, daß die Windschutzscheibe des Wagens kaputt ist. Ich schlief während des Angriffs im Wagen. Eine Bombe schlug in der Nähe ein, hat eine Palme umgeworfen, die direkt auf den Wagen fiel. Mir ist nichts passiert, aber — wie gesagt — die Windschutzscheibe ist hin."

„Eigenartiger Unfall", sage ich, „eine solche Meldung wird noch kein Kraftfahrpark entgegengenommen haben!"

Ich schreibe viel in diesen Tagen in Afrika. Immer bin ich bemüht, in meinen Berichten diese Kameradschaft der Soldaten, ihre Anspruchslosigkeit und Treue zum Duce zu schildern. Ich hielt das nach all dem, was ich erlebte, einfach für meine Pflicht. Daß Verrat und schlechte Führung, miserable Bewaffnung und schlechte Verpflegung zu den bekannten Rückschlägen führten, die selbst die tapferste deutsche Gegenwehr nicht abzuhalten vermochten, ändert an dieser Tatsache gar nichts.

Verräter und Schuldiger ist Badoglio und sein reaktionäres Offizierkorps, das Zehntausende junger Italiener und Faschisten in den Tod schickte, um nur auf diesem verbrecherischen Wege an die Macht zu kommen.

In diesen Tagen, in denen Ehre und Ansehen der einstigen italienischen Großmacht im Königshaus zu Rom, in den Amtsräumen des Comando Supremo (des italienischen Oberkommandos) verschachert werden sollten, während noch deutsche und italienische Truppen weit südlich der Ewigen Stadt im zähen Kampf gegen die Eindringlinge in Kalabrien standen, bildeten sich in den faschistischen Kreisen Roms die ersten energischen Widerstandszentren.

Wir aßen seit langem in einer kleinen Wirtschaft dritter Kategorie in der Via Panisperna. Deren Besitzer, ein fünfzigjähriger Kohlenhändler, bieder und sozialistisch gesinnt, hatte für uns deutsche Soldaten seit Jahren eine Vorliebe und gab uns in den schwärzesten Tagen Roms, das nicht Stunden, sondern Monate unter verheerenden Zufuhrschwierigkeiten litt, aus schwarzen Vorräten zu essen. Wir kehrten immer wieder bei ihm ein, weil wir wußten, daß diese das italienische Volk schlechthin darstellten: Soldaten, Arbeiter, Bauern, Intellektuelle — sie saßen bunt durcheinandergewürfelt in dem verräucherten Gastzimmer und gaben unverhüllt ihrer Meinung über die politischen Geschehnisse in südländisch-temperamentvoller Art Ausdruck.

Der Besitzer war ein Typ.

Ständig mit rußgeschwärzten Händen und Gesicht, ständig in seiner Arbeitskleidung, ständig die Zigarette im Mundwinkel, ständig mit lachenden Augen und mit urwüchsigem Humor seine Freunde und Bekannten zu neuer Lebensfreude aufstachelnd — so haben wir ihn kennengelernt.

Sein Aussehen war täuschend ähnlich der jedem Deutschen bekannten Karikatur des Schreckgespenstes Kohlenklau. Und wenn er, einen Sack voll Kohlen auf dem Rücken tragend, durch das Lokal in seine Kellerräume stampfte, sagten wir Deutschen: „Da geht Kohlenklau!"

Im Garten dieser Wirtschaft Kohlenklaus machten wir unsere politischen Studien. Dort trafen sich Journalisten Roms, Schriftleiter des „Popolo di Roma" und des „Tevere", trafen sich Flieger und Soldaten, trafen sich Grafen und Kommendatoren. Hier feilschten in den Tagen des Verrats die schreienden Wortsprecher des Mob um Gehör, hier besänftigten Worte nationaler Italiener die aufgepeitschten Leidenschaften, hier sprach der Soldat, der betrogene, bettelarme italienische Soldat von den Dingen, die ihm am Herzen lagen. Hier trafen sich sangesfreudige junge Menschen bei Wein und Kartenspiel, für die ihr Vaterland noch immer nicht verloren war, und hier saßen wir manche Abende in Zivil, an denen die Alarmsirenen die Bürger Roms in die Luftschutzkeller trieb. Und hier traf ich auch den Direktor des „Lavoro Faschista" an einem Augusttage, der mir in fanatischer Wut, mit der Faust auf den blankgescheuerten Tisch schlagend, zurief: „Ich rate Ihnen eines — und Sie werden sich meiner Worte noch erinnern —, erschießen Sie alle italienischen Generale! Heute sehen Sie das noch nicht, was gespielt wird; aber der Tag ist nicht mehr fern, an dem Sie mir recht geben werden. Sie sind alle Verräter, ausnahmslos. Sie sind gegen jeden Sozialismus, gegen den Duce und haben sich mit Badoglio verbündet, der das faschistische System stürzen will, weil er nur auf seinen Trümmern die egoistische Macht eines Despotentums aufrichten kann. Ich hämmere Ihnen nochmals ein" — und er schlug mit den Fäusten auf die Brust —, „erschießen Sie alle Generale!"

*

Durch den größten Luftschutztunnel Roms, der von der Via Nazionale unter dem Garten des Königs zur Via del Tritone führt, ging ich mit dem Nationalrat Petri, dem Präsidenten der Ente Stampa. Nach der Agenzia Stefani ist das die größte italienische Zeitungsagentur. Petri ist Squadrist, ihm hat der Verrat vom 25. Juli das Lebenswerk zerschlagen, und er steht mit der Vielzahl faschistischer Kämpfer, die in diesen Tagen auf der Wiedergeburt des Faschismus warten, abseits. Er hat Glauben und Hoffnung fast verloren, Glauben und Hoffnung an die Zukunft seines Vaterlandes. „Wir sehen jetzt nur auf euch", sagte er, „unsere Herzen hängen mit Bangen an euren Erfolgen und Mißerfolgen. Sagen Sie mir, was wird aus Rußland." Ich entwerfe ihm ein Bild der Lage, so wie ich es mit bestem Wissen und Gewissen tun kann, und er drückt mir dankbar die Hand .

„Greifen Sie mit energischen Händen zu", sagt er, „schalten Sie alle Schlappschwänze bei uns aus."

„Aber das ist doch eine Sache Badoglios", entgegne ich.

„Badoglio, was heißt Badoglio, glauben Sie, er könne jemals auf Mitarbeit und Unterstützung des italienischen Volkes rechnen!? Kennen Sie seinen Lebensweg? Wissen Sie, daß er dem Duce nach dem Marsch auf Rom feige in den Rücken gefallen ist?

„Wo ist überhaupt der Duce", frage ich, „man sagt, er sei nach Elba verschleppt worden."

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß man ihn in der gemeinsten Weise verraten und gefangengenommen hat."

„Für mich ist es aber ein Rätsel, warum es nicht genügend mannhafte Mitkämpfer gab, die diesen Streich vereitelten oder ihn wieder herausschlugen."

Petri zuckt die Achseln.

„Badoglio hat alles glänzend eingefädelt. Am Abend des Verrats waren kaum Miliztruppen in Rom. Entweder standen sie an den Fronten oder waren in den Kasernen und ahnten nichts von den schmählichen Umtrieben. Mit Hilfe einiger hundert Karabinieri, die willige Werkzeuge in den Händen der Verräter waren, hat man den Duce beseitigt, und Sie können mir glauben, daß die Masse der Faschisten in diesen Tagen in ohnmächtiger Wut die Fäuste ballte."

Abends bin ich in dem Sala Stampa, dem Geschäftsgebäude der italienischen Inlandspresse, mit einigen Journalisten zusammen. Wir besehen uns die Abendausgaben der römischen Zeitungen, in denen fast mehr weiße Flecke als gedruckter Text zu sehen sind. Der Zensor Badoglios muß in diesen Tagen ungeheure Arbeit leisten. Sein Rotstift ist beredter Zeuge dafür, wie lächerlich schwach das Putschregime auf den Füßen steht. Es muß die Meinung all der Skribenten, die sich in diesen Nächten in den Redaktionsstuben herumtreiben und ihre zersetzende kommunistische oder defaitistische Gedankenweisheit zu Papier bringen, in Räson halten.

Trotzdem kommen immer wieder üble Schnitzer vor wie an diesem Tage. Auf die erste Seite des „Messaggero" ist ein Giftfleck gesudelt. Da steht es schwarz auf weiß, daß das Regime Badoglio den Verrat vorhat. Wir schreiben den 26. August. Badoglio hat öffentlich erklärt, daß er mit Deutschland bis zum Ende des Krieges weitermarschieren werde. Auf allen Plakaten an den Häuserwänden der Ewigen Stadt steht es groß geschrieben: Der Krieg geht weiter.

Da läßt der „Messaggero" die Katze aus dem Sack und schreibt unter der Überschrift „Die politische Situation Italiens", daß es für Italien in diesen Tagen nur eines gibt, nämlich zu versuchen, auf die bestmöglichste Weise und so schnell wie möglich aus diesem Kriege auszuscheiden. Der „Popolo di Roma" veröffentlicht einen Tag später einen phrasenhaften Leitartikel mit dem wörtlichen Schlußsatz: „Darum gibt es für Italien nur noch eines: an die Seite der großen Demokratien zu treten, die Gerechtigkeit und Frieden in der Welt wiederherstellen wollen."

Die Journalisten im Sala Stampa schütteln die Köpfe. Sie sind es, die mich auf diese verräterischen Notizen hinweisen. Sie sind es, die mich fragen, ob wir denn blind seien, ob wir denn nicht sähen, was da getrieben würde, und ob wir denn keine Macht besäßen, diese chaotische Entwicklung zu stoppen. Daß wir diese Macht hatten, stellte sich zwei Wochen später vor aller Welt heraus.

Es ist ein groteskes Bild. Da stehen Dutzende anerkannter alter Journalisten in ihren Telefonzellen und haben den Auftrag, ihren Blättern nach Mailand, Turin, Florenz und in die Provinz Stimmungsberichte aus der italienischen Hauptstadt zu geben und Auszüge von dem zu übermitteln, was die römische Presse in diesen Tagen, die man hier das „Interregnum" nennt, dem Volke als politische Weisheit aufzutischen pflegt. Die Väter der Gedanken, die in den Blättern der Ewigen Stadt unter der Badoglio-Herrschaft in einem unheilvollen Tohuwabohu zur Sprache kommen, sind in den italienischen Journalistenkreisen wohlbekannt. Es handelt sich bei ihnen durchweg um Greise, um die alten demokratischen und kommunistischen Schreiberlinge, die Mussolini nach seinem Marsch auf Rom vor zwanzig Jahren fortgefegt hat und die in diesen zwei Jahrzehnten rachebrütend im Finstern saßen. Ihrer bedient sich Badoglio heute und läßt sie auf das leider politisch unerzogene, kindliche Volk des „dolce far niente" von neuem los. Nicht nur die Journalisten kennen diese Namen, auch das Volk erinnert sich ihrer und weiß, daß seit dem Tage, an dem sie wieder im Impressum erscheinen, die gedruckten Lettern mit Vorsicht zu genießen sind. Aber auch Badoglio weiß, daß die Stimmung des Volkes bei weitem nicht so ist, wie er sie selbst gern haben möchte.

Darum zieht er in diesen Tagen ein neues Register. Er weiß, daß er dem anständigen italienischen Volke von heute auf morgen keinen Verrat an der faschistischen Idee oder gar an dem deutschen Verbündeten aufoktroyieren kann. Dafür ist es ihm noch zu früh. Dafür fehlen noch Voraussetzungen. Darum verfällt er in eine neue Gemeinheit und sucht sich und findet Skribenten, die das Privatleben höherer Parteiführer und sogar des Duce öffentlich zu besudeln bereit sind. Er beginnt eine Pressekampagne, in der er einen faschistischen Minister nach dem anderen der Korruption zeiht, verfälscht Lüge mit Wahrheit — denn leider gab es eine Anzahl Parteifunktionäre, die ihr Amt profitgierig für sich ausgenutzt haben.

So kommt die Lawine ins Rollen. Die römische Presse strotzt in diesen Augusttagen von Pamphleten. Die gefangenen Minister sind wehrlos und werden in der Presse lächerlich gemacht und zu Schuften gestempelt. Giftigen Höhepunkt dieser Propagandakampagne bilden die Berichte über das angeblich hemmungslose Leben einer „hochstehenden Persönlichkeit" — gemeint ist der Duce.

So spie und geiferte die Presse Badoglios. Der erwartete Erfolg blieb aus und wurde am 24. August in sein Gegenteil umgekehrt, als einer der anerkanntesten Helden der italienischen Nation, der Oberstleutnant der Flieger Ettore Muti, früherer Parteisekretär, glühender Verehrer des Duce, Träger einer ungewöhnlich großen Zahl von Tapferkeitsauszeichnungen, am Strande von Fregene von Schergen Badoglios meuchlings ermordet wurde.

Wir haben die Reaktion auf diesen Meuchelmord in Kreisen gesunder junger italienischer Soldaten miterlebt und wissen, daß sich das Badoglio-Regime mit dieser feigen Tat selbst einen Dolchstoß in den Rücken versetzt hat.

Rom taumelte dem 8. September entgegen. Wenn man diese Tage in der Ewigen Stadt erlebte, kam man sich vor wie auf einem Pulverfaß. Man wußte auf der einen Seite, daß die Grundsäulen des faschistischen Staates, mit dem wir vor Jahren in diesen Krieg getreten sind, gestürzt waren, wußten, daß ein Marschall Italiens, der Mussolini verraten hatte und von ihm in Pension geschickt worden war, vom König das Steuer des Staatsschiffes in die Hand gelegt bekommen hatte. Man hörte die Worte dieses Mannes und hätte ihnen fast Vertrauen geschenkt. Da man aber aus dem Verlauf des Kriegsgeschehens der letzten Jahre gesehen hatte, wo die Quellen des Versagens des italienischen Bundesgenossen entsprangen, war man vorsichtig. Schluß folgt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0066
gefördert durch Baden-Württemberg

Zehn Tage

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM OSTEN *von* HANS RABL

Die letzte Fortsetzung schloß: Der Frau stockt der Atem. Sie spürt, wie ihr die Hände kalt werden. „Ich hatte dir's verboten, Peter", sagt sie matt, „und du hattest mir fest versprochen —" „Ich weiß, Mutter", antwortet er und lächelt strahlend, „aber ich hab's gut gemeint. Und ich glaube, es war wirklich gut." „Ja, das glaubst du —." Mühsam steht sie auf, hält sich mit einer Hand an der Lehne fest, damit sie nicht schwanke oder gar falle. Sie fühlt ihre Füße nicht mehr. Sie will etwas sagen, doch die Lippen gehorchen nicht. Mit einem unartikulierten Laut wendet sie sich um und geht dem Hause zu.

15. Fortsetzung:

Ihr Zimmer erreicht sie noch. Dort muß sie sich an der Wand festhalten. Sie läßt sich auf ihr Bett fallen, und da liegt sie in halber Bewußtlosigkeit, die sich nur langsam löst. Etwas Ungeheures, Ungeheuerliches ist ihr geschehen, und nur allmählich wird ihr klar, was dieser liebevolle Verrat für sie bedeutet: Peter hat sie unter einen unentrinnbaren Zwang gestellt. Jetzt ist es völlig unmöglich geworden, weiterzumachen, als habe sich nichts ereignet. Jetzt ist sie gezwungen, entweder Felmy alles zu gestehen — ganz und gar rückhaltlos alles, von dem Augenblick an, in dem sie sich entschloß, sich von ihm diesen Sohn zu erlisten, bis zu jenem, da sie Peter sagte, wer sein Vater sei; oder — oder sie muß aus dem Leben der beiden Männer verschwinden, ein für allemal und ohne Hoffnung auf Rückkehr.

So ist es und nicht anders. Das ist die Entscheidung, vor die Peter sie gestellt hat, der nicht zu entkommen ist. Und beides erscheint ihr in dieser Stunde gleich unerträglich. Wenn sie Peter aufgibt — was bleibt ihr dann noch im Leben? Und — ein Ende machen? — Es gibt ja Seuchenlazarette, in denen man gute Chancen hat zu sterben.. Will sie's denn aber? Will sie nicht leben? Für Peter, für sich selbst — vielleicht aber auch für Klaus Felmy? Kann sie nicht vielleicht doch ein wenig gutmachen, was sie ihm angetan? — — Aber Klaus alles gestehen — ist das nicht unmöglich? — Peter, lieber Peter, geliebter Junge, was du mir da angetan hast — —

Peter hat ihr lange betroffen nachgeblickt. Freude oder Zorn — auf eines von beiden war er gefaßt gewesen, doch nicht auf dieses plötzliche Auslöschen. War es doch falsch, was er getan? Aber dann schüttelt er den Kopf und lächelt wieder. Morgen — ach, in einer Stunde schon wird sie anders sein und anders denken. Dann wird sie trotz allem, was sie sagte, doch sehr froh sein — dann, wenn Klaus Felmy kommt.

Und endlich geht Peter in sein Zimmer hinauf, holt seinen Schreibblock heraus und beginnt, beinahe andächtig, Wort für Wort den langen, guten Brief nach Bukarest zu schreiben. Und der letzte Satz lautet: „Bitte, Liebes, überleg' Dir alles noch einmal sehr genau und sehr gut. Und schreib' mir — aber schreib' es rasch, gleich, sofort! — ob Du mich nicht doch heiraten möchtest!"

Zur gleichen Stunde aber sitzt im Bukarester Soldatenheim Emmy Timm an einem Schreibtisch, der so steht, daß man den Schreiber von der Tür aus nicht sehen kann — denn um alles in der Welt möchte sie nicht gestört werden noch gefragt, wem sie schreibe und was —, kritzelt einen kurzen eiligen Brief, in dem nicht viel mehr steht als die Worte: „Bitte, bitte, heirate mich!"

*

„Jean", fragt der Hauptmann Felmy seinen Fahrer, den er hat holen lassen, „wie weit ist das Krad? Seid ihr fertig? Können wir fahren?"

„Übermorgen, Herr Hauptmann. Es ist da nämlich —"

„Spar' dir die Fachausdrücke, Jean. Ich versteh' sie doch nicht, das weißt du. Also wir können nicht fahren?"

„Wenn wir die Nacht durcharbeiten, morgen, Herr Hauptmann."

„Heute unter keinen Umständen?"

„Schaffen wir nicht, Herr Hauptmann. Unter keinen Umständen." Der Obergefreite Stern sieht bekümmert drein. „Ist etwas Besonderes los, Herr Hauptmann, wenn die Frage erlaubt ist?"

„Das weiß ich noch nicht", antwortet der Hauptmann und spielt nachdenklich mit einem Fernschreiben, das er vor einer Stunde bekommen hat. „Vielleicht geht was los." Dann steht er auf. „In jedem Fall fahre ich heute noch. Wenn du nicht fertig bist, nehme ich die Bahn und telephoniere, sie sollen mich am Bahnhof abholen. Du packst jetzt meine Sachen. Ich hab' noch etwas zu erledigen. Um sechzehn Uhr geht der Dienstzug. Zu dem bist du mit den Sachen am Bahnhof. Ich komme direkt hin. Verstanden?"

„Sachen packen, um sechzehn Uhr damit am Bahnhof sein."

„Und du siehst zu, daß ihr das Krad bis morgen fertig habt, und dann fährst du sofort nach. Spätestens morgen abend bist du bei der Abteilung."

„Jawohl, Herr Hauptman. Morgen abend mit dem Krad bei der Abteilung sein. Fahrbefehl, Herr Hauptmann —?"

„Geb' ich dir noch."

Täglich läßt der Hauptmann Felmy durch Fernschreiben berichten, was sich bei seiner Abteilung ereignet. Bisher war nichts von Belang, und er konnte sich vom Zahnarzt in Ruhe quälen lassen. Dies letzte Fernschreiben aber hat ihm zu denken gegeben, und nach kurzem Überlegen hat er sich entschlossen, die Behandlung abzubrechen und selber nachzusehen. Kann sein, es wäre unnötig; kann aber auch sein, er macht jetzt den großen Fang, der die Partisanen in seinem Gebiet endgültig erledigt.

Das Fernschreiben aber, von Oberleutnant Pauls, dem augenblicklichen Führer von Felmys Abteilung, unterzeichnet, lautet: „Erste und zweite Kompanie beobachteten heute zwischen 0.30 und 1.15 Feuerzeichen. Bolschewistisches Flugzeug war gleichzeitig zu hören. Ort der Feuer von beiden Kompanien durch Marschkompaßzahl festgestellt."

*

„Schön, daß ich dich treffe, Peter", sagt Hauptmann Felmy, als er seinen Sohn im Aufenthaltsraum des Heims entdeckt. „Wir müssen heute schon Abschied nehmen. Um sechzehn Uhr geht mein Zug."

Peter steht bestürzt auf. „Du bist doch aber mit deiner Behandlung noch lange nicht fertig?"

„Nein. Ich werde später wiederkommen müssen. Aber bei meiner Abteilung ist was los. Oder kann was losgehen. Jedenfalls, das mag ich keinem andern überlassen."

„Was ist es denn, Vater? Oder darf ich's nicht wissen?"

„Kein tiefes Geheimnis, mein Junge. Es ist möglich, daß die Brüder heute nacht ein Flugzeug über meinem Gebiet hatten, um verschiedenes abzuwerfen. Feuerzeichen

Deutsche Reichslotterie

Über 100 Millionen RM
480 000 Gewinne und 3 Prämien

6 × 500 000
3 × 300 000
3 × 200 000
18 × 100 000
24 × 50 000 usw.

Lospreise je Klasse für
1/8 3,- 1/4 6,- 1/2 12,- 1/1 24,- RM
Ziehung 1. Klasse am 14. u. 15. April 1944

Lösche 37 Staatliche Lotterie-Einnahme
Leipzig C 1, Katharinenstraße 14

GRÄF & STIFT-AUTOMOBILE
Eigenes Karosseriewerk

Stottern
beh. nach Paschen - Sprachheilverfahren
P. Paschen, Hannover, Dortmunder Str. 19
Frau J. Schreckenbach, Dresden-A., Knöffelstr. 37
Prospekt frei

Ausschneiden und im Umschlag als Drucksache einsenden (Porto 3 Rpf)

Gutschein!
An Rustinsches Lehrinstitut für Selbstunterricht, Potsdam, Ru 69

Erbitte **unverbindlich Ansichtssendung** von dem unterstrichenen Selbstunterrichts-Lehrgang:

Höhere Schulbildung
Selbstunterrichts-Lehrwerke zur Vorbereitung auf Abitur: Oberschule a) sprachl., b) naturw.-math. Zweig / Oberschule f. Mädchen / Gymnasium
Mittelschulbildung
Vorbereitung auf Abschlußprüfung an einer Mittelschule
Kaufmännische Bildung
Kaufmann / Handlungsgehilfe / Handlungsgehilfen-Prüfung u. a.
Fremdsprachen
Englisch / Französisch / Latein / Italienisch / Spanisch / Griechisch
Werke f. Angehörige v. Wehrmacht, SS, RAD
Abschlußprüfung I oder II
Ausbildung für Beamte
f. den einf., mittler. u. gehob. Dienst
Musiktheorie: Konservatorium
Technik: Maschinentechniker / Maschineningenieur / Werkmeister / Betriebsingenieur / Technischer Kaufmann / Elektrotechniker / Funkingenieur / Techniker d. Feinmechanik, im Kraftfahrwesen, im Hoch- u. Tiefbau, im Vermessungswesen, im Flugzeugbau / Chemotechniker u. a.

Name: .....
Beruf u. Alter: .....
Ort, Str. u. Nr.: .....

Verminderte Leistungen

sind nur allzuoft die Folge von Zahnerkrankungen. Im totalen Krieg ist Krankheit keine Privatangelegenheit, auch die Sorge für die Zahngesundheit ist Pflicht an der Allgemeinheit. Verlangen Sie die Aufklärungsschrift „Gesundheit ist kein Zufall" kostenlos von der Chlorodont-Fabrik, Dresden.

wertvolles Rohmaterial vergeudet! Bei einiger Aufmerksamkeit hätte dieser „Unfall" vermieden werden können. Noch wichtiger sind Unfälle, die uns selbst dabei zustoßen könnten. Selbst eine „kleine Verletzung" kann eitern, Schmerzen verursachen und zu ihrer Behandlung kostbare Zeit in Anspruch nehmen. Darum auch kleine Wunden schützen mit einem Stück

TraumaPlast

Ziehung 1. Klasse 14. u. 15. April

Deutsche Reichslotterie

1 200 000 Lose, 480 000 Gew., 3 Prämien in 5 Klassen. Gesamtgewinnbetrag über
102 Millionen RM
Höchstgewinne (§ 2, III des Planes)
auf 3/1 **3 Millionen RM**
auf 2/1 **2 Millionen RM**
auf 1/1 **1 Million RM**
3 Prämien (§ 2, III d. Plan.) je **500 000 RM**
3 Gewinne zu je **500 000 RM**
3 Gewinne zu je **300 000 RM**
3 Gewinne zu je **200 000 RM**
18 Gew. zu je **100 000 RM**
Lospreis je Klasse (1/8 3. 1/4 6. 1/2 12. 1/1 24 RM
Doppell. 48. dreif. Los 72 RM
Porto 12 Rpfg. je Klasse
Bestellen Sie sofort durch Postkarte bei
Kracht
Staatliche Lotterie-Einnahme
Berlin SW 11, Hallesches Ufer 4
Postscheck Berlin 377 33 | Fernr. 19 13 11

SEIT JAHREN GRÖSSTE DEUTSCHE WEINBRENNEREI
Dujardin
UERDINGEN/RH.

Zur SCHUH-PFLEGE
Lodix

nur hauchdünn, aber stets mit dem Lappen auftragen!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0067
gefördert durch Baden-Württemberg

sind jedenfalls beobachtet worden, von zwei Kompanien aus, die so weit auseinander liegen, daß eine einigermaßen genaue Kompaßpeilung möglich war. Neulich hatten wir einen Burschen gefangen, der aussagte, ihr Funker sei ihnen gestorben. Vielleicht hat das Flugzeug einen neuen Funker gebracht — in Moskau müssen sie ja gemerkt haben, daß der Funkverkehr aussetzte. Ich denke, das wird's wohl sein ... ein neuer Funker. Na, wenn wir Glück haben, fassen wir den bald. Samt der ganzen Bande. Das wäre ein großartiges Fressen. Es lohnt jedenfalls, die ganze Abteilung in den Sumpf zu jagen. Aber das überlasse ich natürlich keinem andern. Das muß ich selber machen."

Peter nickt. „Dein Krad ist noch nicht fertig?"

„Nein, das kommt morgen nach, mein Junge." Er faßt Peters Hand und drückt sie kräftig. „Ich bin sehr froh, daß wir uns diesmal so nahe gekommen sind — sind wir doch — ja? Ich hoffe, das bleibt jetzt so, auch wenn wir uns lange nicht sehen. Denn so bald werden wir ja wohl nicht wieder zusammen Urlaub haben. So — und jetzt muß ich zu deiner Mutter. Du kommst wohl noch mit zum Bahnhof? Also auf nachher!" Er klopft ihm mit verhohlener Zärtlichkeit auf die Schulter und geht rasch hinaus.

Vor Elisabeths Tür verhält er noch einmal. Ein letzter Zweifel kommt ihm, ob jetzt der Augenblick ist zur Klärung aller Unklarheiten — ob er nicht eine ruhigere Zeit abwarten soll. Aber dann weiß er: um ihret- wie um seinetwillen muß jetzt gesprochen werden — im Krieg verschiebt man derlei nicht. Und ihr aufgeschrecktes Gesicht, als er eintritt, gibt ihm vollends recht.

Zunächst, während er sich, noch die Mütze im Arm und einen Handschuh übergestreift, niederläßt, bemüht er sich um einen leichten Ton, der ihm nicht völlig gelingt.

„Ich muß leider ganz unversehens abreisen, Elisabeth", sagt er. „Aber ich denke, ich bin bald wieder hier. Meine Zähne sind noch nicht fertig. Ich hoffe, es wird dir nicht unrecht sein, wenn ich dich dann wieder aufsuche?"

„Gewiß nicht, Klaus", antwortet sie wie mit zugeschnürter Kehle.

„Das ist gut. Es waren schöne Tage, vor allem des Jungen wegen. Jetzt erst kenne ich ihn ein wenig."

„Du hast ihm sehr geholfen, Klaus. Ich danke dir."

„Nicht der Rede wert, Elisabeth. Hättest du genau so getan."

„Aber es war doch gut, daß er dich hatte — gerade diesmal."

„Es sollte mich freuen, wenn du recht hättest. Es wäre das erste Mal, daß ich wirklich etwas für ihn hätte tun dürfen. Soll kein Vorwurf sein, Elisabeth", fügt er hinzu, als er ihr plötzlich verdunkeltes Gesicht sieht. „Sei nicht eifersüchtig auf mich, wenn's dir möglich ist."

Sie schüttelt den Kopf. „Wird es lange dauern?" fragt sie. „Ist es — gefährlich?"

„Ich glaube gar, du machst dir Sorgen um mich", lacht er. „Ganz unnötig. In acht Tagen spätestens bin ich wieder da."

Einen Augenblick ist Schweigen zwischen ihnen. Dann sieht Klaus Felmy der Frau gerade in die Augen und sagt: „Peter hat mit mir gesprochen."

Elisabeth senkt den Blick auf ihre krampfhaft verschlungenen Hände. Das Blut strömt ihr zum Herzen, steigt ihr ins Hirn, summt und dröhnt in ihren Ohren. Und dann löst sich plötzlich alle Angst und Unruhe, die Bürde fällt von ihr, die Jahr um Jahr immer schwerer auf ihr gelastet hat, je öfter sich ihr die Frage aufdrängte, ob sie nicht doch unrecht getan an Klaus, an Peter, an — — ja: auch an dem Toten, der, das fühlt sie heute in jäher Klarheit, niemals gutgeheißen hätte, was sie um seinetwillen getan.

All das, was in ihr trotz aller Abwehr immer eindringlicher die Stimme erhob, je mehr sie zu erkennen begann, daß Klaus Felmy ihr um seiner selbst willen teuer geworden — all dies wirre Durcheinander von Gedanken und Gefühlen ordnet sich plötzlich zu unbarmherziger Folgerichtigkeit in dieser Stunde, wo sie — auch das fühlt sie wie ein Schwert in ihrer Seele — Klaus Felmy den bittersten Schmerz seines Lebens antun muß. Ja, sie muß es, sie weiß heute, daß es ein lebenswertes Weiterleben für sie nur gibt, wenn Klaus Felmy sie losspricht.

So beginnt sie denn. Seltsam fremd klingt ihre Stimme, heiser, eintönig und wie unbeteiligt. Sie darf Klaus nicht ansehen, darf nicht abirren von dem trockenen Bericht der Tatsachen, sonst würde Schluchzen ihre Stimme ersticken. Und so spricht sie und spricht, bis endlich alles gesagt ist. Dann bricht sie jäh ab, sitzt unbeweglich mit gesenkten Augen, wie ein Angeklagter, der den Richterspruch über Leben und Tod erwartet.

Klaus Felmy hat seine ganze Kraft gebraucht, um sie mit keinem Wort zu unterbrechen. Als ihm unbarmherzig klar wird, daß er mit all seiner jungen heißen Liebe ihr nur ein Werkzeug gewesen ist — als er diesen Verrat an seinem Herzen, diese Demütigung seines Mannesstolzes ganz erfüllt, da packt ihn jäher Zorn. Doch dann begreift er auch mehr und mehr, wie schwer sie selber gelitten hat, und als sie endlich die Augen zu ihm aufschlägt, er ihre ganze verzweifelte Reue darin liest, da wandelt sich sein Zorn in unendliches Mitleid, und er weiß nun, daß er sie sehr zart anfassen muß, sonst zerstört er sie völlig. Das aber will er nicht — denn sagt ihm nicht gerade seine Erschütterung und Trauer, wie tief er sie immer, immer noch liebt? Und aus seinem Mitleid mit der Frau, deren Herz so schwer in die Irre gegangen, löst sich die Hoffnung auf eine versöhnende Zukunft.

„Weiß Peter das alles?" fragt er behutsam.

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, wie hätte ich ihm — —"

„Das ist gut, er ist viel zu jung, um das zu verstehen. Genug für ihn, daß er nun weiß, was ich ihm bin."

„Ja, Klaus — Gott sei Dank!"

Wieder wird es still zwischen den beiden. Dann sieht Felmy auf seine Armbanduhr.

„Mein Zug fährt nun bald. — Du hast mir sehr weh getan, Elisabeth, das weißt du. Aber ich danke dir, daß du den Mut gefunden — —"

„Und kannst du — kannst du vergeben, Klaus?"

Sanft nimmt er ihre Hand.

„Vergeben, Elisabeth, ist selbstverständlich, wenn man begreift. Und ich begreife jetzt. Mit sechsundvierzig Jahren hat man vieles verstehen gelernt, was einem früher wohl unbegreiflich gewesen wäre. Vielleicht habe auch ich meinen Teil an deiner Schuld — vielleicht hätte ich früher darauf bestehen müssen, die Wahrheit zu erfahren, weshalb ich unserem Jungen nicht Vater sein durfte — ja, das wäre wohl meine Pflicht gewesen. Du warst ihm die aufopferndste, zärtlichste Mutter — in allem, nur nicht in dem einen. Glaubst du jetzt nicht, daß er auch seinen Vater geliebt und daß er ihn manchmal gebraucht hätte?"

„Ach, Klaus — —" Schluchzen erstickt ihre Stimme.

Sanft streicht er ihr über das Haar.

„Laß gut sein, Elisabeth. Er ist ein ganzer Kerl geworden. Und soweit er uns jetzt noch braucht — ich denke, da wird er uns finden —, uns beide, meinst du nicht?"

Er hat den Arm um ihre Schulter gelegt, sie sanft an sich gezogen.

„Ich muß nun gehen, Elisabeth. Aber ich komme ja bald wieder. Ich denke, wir haben uns dann noch viel zu sagen, nicht wahr?"

Sie blickt erlöst und dankbar zu ihm auf.

„Ja, Klaus —"

Felmy küßt sie zart auf die Stirn. Noch ein fester Händedruck, dann schließt sich die Tür hinter ihm.

*

Klaus und Peter gehen die lange Straße zum Bahnhof hinab, im gleichen Schritt, Peter links, Klaus rechts. Sie sind zufrieden, daß sie noch eine Weile beieinander sein können, und sprechen nicht viel.

Auf dem Bahnhof wartet Jean Stern; er hat dem Hauptmann schon einen Platz in dem überfüllten Zuge gesichert, das Gepäck verstaut und sogar noch Mundvorrat für die Fahrt besorgt. Hupend drängt sich ein Lkw. durch die Männer, die wartend in Gruppen vor dem Zug herumstehen, alle Waffengattungen bunt durcheinander, dazwischen die braunen Uniformen von OT. und Arbeitsdienst, zwei Schwestern, dann, ungemein auffallend, ein einsamer Mann in Zivil, von KdF. vielleicht oder von der Zentralhandelsgesellschaft Ost. Niemand ist ungeduldig und niemand nervös; niemand drängt nach Plätzen, niemand hastet im letzten Augenblick heran. Selbst Männer, die Fahrten von mehreren tausend Kilometern und vielen Tagen vor sich haben, behandeln das mit der Ruhe, die früher höchstens Berufsreisenden eigen war.

„Hör' mal, Peter", sagt Felmy, als zum Einsteigen gerufen wird, und läßt Jean Stern ein wenig abseits, „ich habe heute mit Mutter über vieles gesprochen. Aber frage sie jetzt nichts, sie muß Ruhe haben. Verstehst du?"

„Vollkommen, Vater!" In Peters Blick, im Klang seiner Stimme ist Freude. Jetzt weiß er genau, daß er recht getan hat, als er sein Schweigeversprechen nicht hielt.

„Und noch etwas." Felmy sagt's im Einsteigen, reicht dabei Jean Stern rasch die Hand. „In meinem Testament warst du schon immer mein Erbe. Heute früh hab' ich beim Gerichtsoffizier ein Kodizill angefügt. Falls uns beiden etwas passieren sollte, dir und mir — wissen kann man's ja nicht —, soll dein Kind Erbe sein. Ich denke, das ist dir recht. Und nun —", er schlägt rasch die Tür zu, während der Zug anfährt, „alles Gute noch einmal!"

*

Dieser Abend, der sich auf die Stadt senkt in einem flammenden, tiefroten Mantel, dessen Falten seidig grün leuchten, nicht trocken glühend, sondern in schwer lastender Schwüle, die nach lösendem Donner und Regengeprassel lechzt, die Haut der Pferde zittern läßt und die raren Vögel zu verfrühtem Verstummen zwingt — dieser Abend ist der letzte, den die zwanzig Gäste Schwester Elisabeths zusammen im Heim verbringen. Ein paar haben überlegt, wie man ihn besonders und einzigartig gestalten könne; doch inzwischen hat das Nachdenken sich von selbst erledigt. Schwester Elisabeth hat irgendwoher ein Fäßchen Bier gezaubert, und damit bestreitet der zweite Teil des Abends sich von selbst; den Inhalt des ersten aber schließt ein Briefumschlag ein, der am Nachmittag gebracht wurde, mit zwanzig Einlaßkarten zur Vorstellung der Kapelle Jaap und einem kleinen Zettel: „Zu Ihrem Abschied ein neues Programm. Margarete Delius."

„Großartig!" erklärt der Feldwebel Thummler, der den Umschlag in Empfang genommen hat. Es ist gar keine Frage, daß sie zum grauen Haus am Markt hinunterpilgern werden, alle. Und da das keine Frage ist, kommt Peter Zurbrügge nicht dazu, nachzudenken, ob er mit wolle oder nicht; es ist selbstverständlich, daß er an diesem letzten Abend nicht den Spielverderber machen kann, sondern mit den Kameraden halten muß — mit den Kameraden guter zehn Tage, denn das waren sie, alles in allem genommen, nichts als nur gut —, mit Männern, die einander wahrscheinlich nie wieder treffen werden, da sie aus ganz verschiedenen Einheiten der Armee stammen. Wenn zehn Tage auch nicht lang sind — ein wenig kitten sie doch.

Die zwanzig Zugführer sind zeitig unten am Markt; als der Feldgendarm den Eintritt freigibt, poltern sie, wider alle Feldwebelwürde, eilig die glatt ausgetretenen Stufen hinauf, besetzen glücklich die beiden vordersten Bänke der einen Saalhälfte. So sind sie noch einigermaßen beisammen. Peter drückt sich in die zweite Reihe — er hat Furcht davor, ganz unmittelbar, ohne jeden Schutz und Deckung, der Delius einen ganzen langen Abend gegenüberzusitzen; die breiten Schultern Geyers schirmen ihn ein wenig ab. Vielleicht, hofft er, entdeckt sie ihn gar nicht?

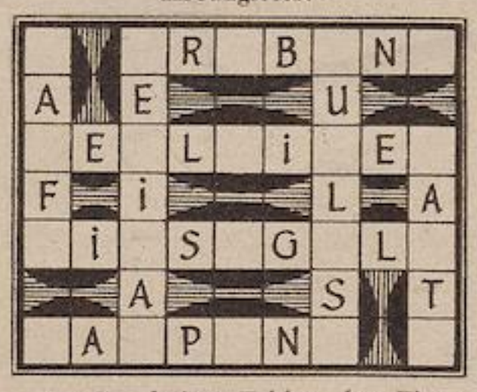
„Peter", ulkt Thummler, „haben wir dieses Fest nicht eigentlich dir zu verdanken? Solltest du nicht ganz vornean sitzen?"

Fortsetzung folgt

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 174721. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Harff (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mntl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

Hier wird der Geist geschliffen!

Kreuzgitter.



In die freien Felder der Figur sind Buchstaben einzusetzen, so daß ein Gitterwerk sich kreuzender Wörter entsteht. Die Erklärungen der Wörter sind unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur angegeben. Die bereits eingetragenen Buchstaben dienen zur Kontrolle. Wintersport — Wein von besten Beeren — Wurfhaken — Berliner komische Gestalt — Ranzen der Handwerksburschen — oströmischer Feldherr — holländisch-belgische Provinz — Kampfmittel.

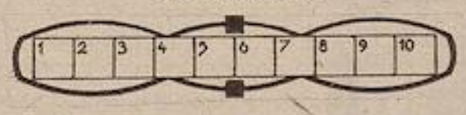
Kurze Wasserfahrt.

Ich setzte es, da fiel ein Ei hinein;
Das Resultat wird stachelhäutig sein!

Skataufgabe Nr. 2.

Mittelhand M. hatte bis 24 gereizt und gepaßt. Er hatte den Alten und die Eichel-(Kreuz-)Fahne ohne 7, Grün (Pik) —, Rot (Herz) —, Schellen (Karo) Ober (Dame). Hinterhand H. reizte auf folgendes Blatt Null ouvert Hand: Grün (Pik) 10, 9, 8, 7; Rot (Herz) 9, 8, 7; Schellen (Karo) 9, 8, 7. Vorhand V. hielt und spielt ebenfalls Null ouvert Hand. Kann er bei obiger Kartenverteilung gewinnen? Es sollen Rot (Herz) 10 und Schellen (Karo) 10 im nicht aufgenommenen Skat liegen. Welche Karte zog V. an?

Zahlenkasten



10 6 3 9	Musikzeichen
1 9 8 7	Schmerz, Qual
3 2 7 5 4	Hafen in Deutsch-Ostafrika

Jeder Buchstabe der obenstehenden Schlüsselwörter ist in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Feld einzutragen. Bei richtiger Eintragung nennen die Felder von 1 bis 10, fortlaufend gelesen, ein Steppenhochland in Südamerika.

Silbenordnen.

aus, brei, die, fen, ge, ist, mus, nicht, schaf, und, welt;
des, euch, fen, gen, hal, nicht, raf, schla, tet, we, wie;
bis, en, es, gibt, har, kau, sen, te, zu;
dau, der, en, er, gen, müs, o, sen, sie, ver, wir, wür.

Die Silben jeder Zeile sind so zu ordnen, daß sie, im Zusammenhang gelesen, ein Gedicht von Goethe ergeben.

Auflösungen aus Nr. 5

Karreerätsel: 1. Marone, 2. Duden, 3. Merlan, 4. Tenor, 5. Weber, 6. Woerth, 7. Radames, 8. Venus, 9. Tunnel. — Man soll nur von dem reden, was man überwunden hat.

Silbenrätsel: 1. Dante, 2. Einsiedelei, 3. Rastatt, 4. Schlangenbad, 5. Tyrannei, 6. Arkebuse, 7. Eichenlaub, 8. Rosine, 9. Kongress, 10. Eros, 11. Rabatte, 12. Eiter, 13. Hermann, 14. Antrag, 15. Theater, 16. Ammergau, 17. Lagune, 18. Libyen, 19. Estland, 20. Zitrone. — Der Staerkere hat allezeit die bessern Gruende.

Skat-Aufgabe Nr. 1: H. mußte im Skat den Rot Unter (Herz Bube) finden, ferner entweder den Schellen Unter (Karo Bube) oder das Eichel Daus (Kreuz As) oder den Eichel (Kreuz) König. Er mußte Grün König, Ober (Pik König, Dame) drücken. Bei dieser Lösung hat Vorhand V.: einen Trumpf und Rot (Herz) 10 blank, Mittelhand M. zwei Trümpfe. Diese Kartenverteilung ermöglichte, daß H. beim Anzug stets den Stich erhalten und die Trümpfe wie die blanke Rot (Herz) 10 herausholen konnte, um die Gegner schwarz zu machen.

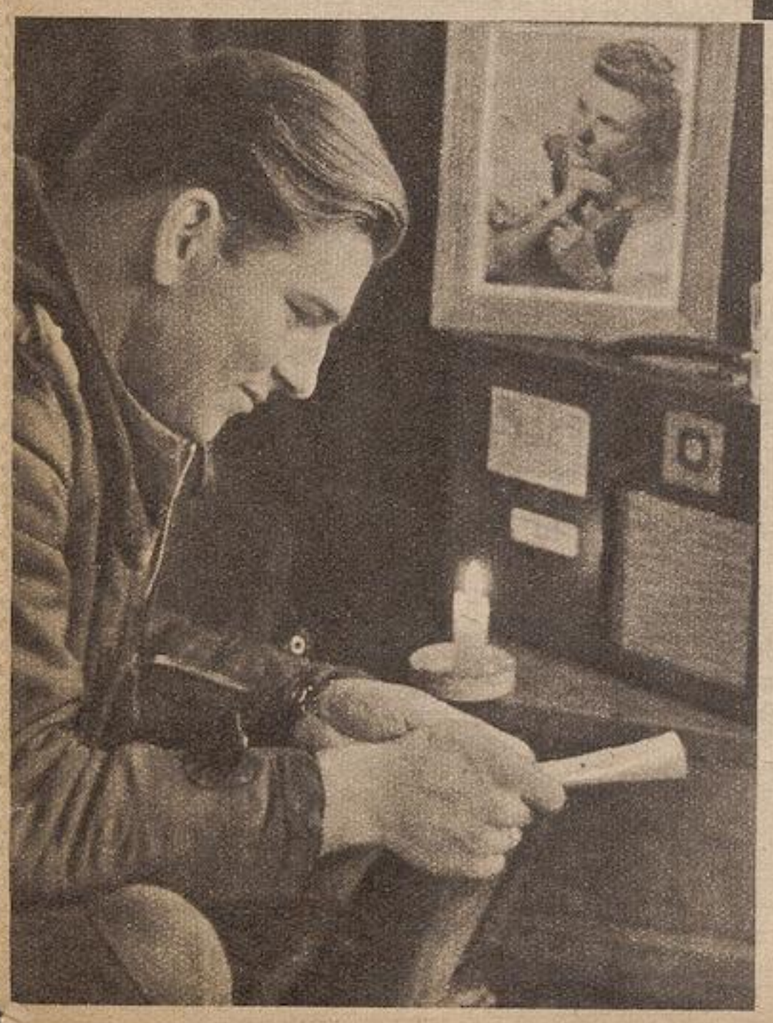
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0068
gefördert durch
Baden-Württemberg

Die Me 109 ihres Gruppenkommandeurs zieht noch eine Schleife und wackelt über dem Feldflugplatz. Hauptmann Barkhorn hat seinen 250. Luftsieg erzielt

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Knödler (3) (Sch.), Schulz (2) (Atl.)

Der Dritte mit 250

Den beiden deutschen Jagdfliegern, die bisher 250 und mehr Abschüsse erzielt haben, hat sich ein dritter hinzugesellt. Hauptmann Barkhorn schickte am 13. Februar über Kertsch seinen 250. Gegner in die Tiefe und erreichte damit jene unerhörte Zahl von Luftsiegen, die vor ihm nur Hauptmann Novotny und Major Rall gelang. Dieser Erfolg ist das Ergebnis von 1100 Feindflügen, die Hauptmann Barkhorn bisher durchführte. Der Führer zeichnete den hervorragenden Offizier durch die Verleihung der Schwerter zum Eichenlaub des Ritterkreuzes aus



Die Maschine, in der die Gattin den erfolgreichen Flieger durch ihren Namen begleitet, ist ausgerollt. Die Kameraden reichen den ersten Gratulationstrunk

Beim Verlassen des Flugplatzes erfahren die Kameraden, wie der 250. Gegner vom Himmel mußte

Der schönste Glückwunsch zu diesem besonderen Sieg ist ein Brief seiner Frau, die Hauptmann Barkhorn durch ihr Bild stets begleitet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0069

gefördert durch
Baden-Württemberg